

MARA LANG

MASKEN

Unter magischer Herrschaft

Roman

Knauer Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe März 2012

Knaur Taschenbuch

© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Melanie Delon

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51009-4

2 4 5 3 1

*Die Maske ist ein Geschenk.
Sie gibt den Pheytanern Freiheit.*

***E**in Spiegel aus glänzendem Fell.
Einmal, nur einmal ein Pferd berühren! Das Bedürfnis
wird übermächtig, und sie schleicht näher. Noch näher, sie
streckt die Hand aus ...*

*Ein Ruck geht durch den Pferdeleib, Hufe peitschen um
Haaresbreite an ihrer Schulter vorbei, sie fühlt sich gepackt
und zurückgerissen, landet an einer fremden Brust. Da ist ein
aufgeregter Herzschlag, direkt an ihrem.*

Ein Junge.

*Er drückt sie an sich, murmelt Worte, die ihr nichts sagen,
und streicht ihr das Haar aus der Stirn. Heißes Prickeln schießt
durch ihre Fingerspitzen – sie will fühlen. Sie tastet über sein
Gesicht, begierig, atemlos. Warm, so warm!*

*Die nachtdunklen Augen geweitet vor Überraschung, lässt
er sie gewähren, bis sie sich mit einem scheuen Lächeln zu-
rückzieht. Er nickt, hebt die Hand seinerseits zu ihrem Ge-
sicht. Zeichnet ihre Augenbrauen nach und den Riss auf ihrer
Nase. Berührt ihre Lippen.*

»Ke shom baley«, sagt er leise.

1

Der Tag der Maske

Die Reinigung musste sein, sie gehörte zur Zeremonie. Der Raum war klein, das Badewasser kalt, und ihre Haut kribbelte unter der winzigen Menge beigefügten Gaábs. Es war ein Vorgeschmack dessen, was sie im Spiegelsaal erwartete. Schicksalsergeben stand Ferin in der Holzwanne und versuchte nicht darüber nachzudenken, dass sie nackt war und zwei fremden Merdhugerinnen gestattete, sie am ganzen Körper abzuschrubben.

Der Schwamm scheuerte über ihre Beine und ihre Hüften, und sie ließ ihre Blicke unauffällig umherschweifen, um das Schamgefühl aus ihrem Kopf zu drängen.

Es gab nicht viel zu sehen.

Die Fenster waren verhängt, beiges Leinen sperrte die Hitze des Tages aus. Staubflusen wucherten in den Falten der Vorhänge, so als würden sie tagtäglich ganz bewusst in ihre Fänge gekehrt. Durch die Ritzen zwängte sich das Sonnenlicht, funkelnde Körnchen schaukelten über dem Marmorboden, aufgewirbelt vom Luftzug, der durch den Spalt unter der Tür in den Raum strich. In den Ecken klebten Spinnweben. Es war blanker Hohn, angesichts des wenig sauberen Umfeldes von *Reinigung* zu sprechen, die Badestube selbst hätte eine solche bitter nötig gehabt.

Das Wasser gluckste, und Ferin schielte nach unten. Die Schülerin vor ihr drückte ohne jede Eile den Schwamm aus.

Sie war hübsch. Nein, schön, so wie alle Merdhugerinnen. Bronzefarbene Haut, ebenmäßige Züge, seidiges, schwarzes Haar. Ihre Hände waren gerötet – auch sie musste unter dem Gaáb leiden. Welch ein Trost!

Ferin seufzte und sah wieder auf. Zu ihrer Rechten stand ein Schrank aus dunklem Holz, ein echtes Prunkstück. Kunstvolle Intarsien aus Metall, Stein und Spiegelglas zierten die Türen. Sie konnte nur raten, was dahinter aufbewahrt wurde: Tücher, Schwämme, Geschirr? An der Wand, direkt auf dem Fußboden, stapelten sich die weißen Kutten, jede sorgsam gefaltet. In einem kleinen Fass wurde das Gaáb gelagert. Sein Geruch stieg ihr in die Nase, beißend scharf und ekelierend. Ein kieselsteingroßer Klumpen im Wasser genügte, um die Haut zum Glühen zu bringen.

Ferin vertrieb den Gedanken an den Schmerz, zählte die Astlöcher in den Balken an der Decke. Es waren neun. Sie schaute zur Tür, daneben stand ein Stuhl, die hölzerne Sitzfläche spiegelblank. Er diente wohl den beiden Mädchen als Rastplatz in ihrem mühseligen Tagewerk. Im offenen Kamin loderte das Feuer. Eben gingen die Reste ihrer Kleider in Flammen auf – niemals mehr musste sie die grauen Kittel tragen, denn schon bald, bald war sie eine von ihnen.

Und dann war da der Holzzuber, das milchige Wasser reichte ihr bis zu den Knien.

»Hinsetzen.«

Es war ein rüder Befehl, doch auch darüber wollte Ferin nicht nachdenken. Die Schülerinnen machten nur ihre Arbeit.

Sie gehorchte, ging in die Hocke und stützte sich mit beiden Händen am Wannenboden ab. Er war glitschig. Offenbar wurden in einem fort Pheytaner in dem Bottich gereinigt, er selbst hingegen nie. Ferin grauste, und sie wagte es nicht, Platz zu nehmen.

»Ich sagte, hinsetzen!«, wiederholte die Schülerin.

Den Worten folgte ein unsanfter Stoß gegen die Schulter. Ferin verlor das Gleichgewicht, fiel rücklings ins Badewasser und rutschte nach vorn. Ein weiterer Stoß – und sie tauchte mit dem Kopf unter. Dumpf drang das Lachen der Mädchen an ihre Ohren. Mit einem Prusten kam sie wieder hoch, das Wasser troff aus ihren Haaren, brannte in ihren Augen und in ihrem Mund. Der Geschmack des Gaábs ließ Wellen von Übelkeit aufsteigen. Ihre Zunge fühlte sich pelzig an.

Die Merdhugerin grinste ihr frech ins Gesicht und deutete auf ihre Haare. »Die mussten ohnehin gewaschen werden.«

Ferin schluckte den Ärger hinunter und blieb ruhig in der Wanne sitzen. *Es gehört dazu*, dachte sie. *Du musst das aushalten, es gehört dazu*. Als das Messer aufblitzte und das Mädchen sich ihren Zöpfen zuwandte, lag Ferin aber doch ein Nein auf den Lippen. Ihre Haare! Das Einzige, was sie an sich mochte. Abwehrend hob sie die Hände – und senkte sie schnell wieder. Die Hände im Beisein einer Merdhugerin zu heben war nicht gestattet.

Ungerührt säbelte das Mädchen die vielen dünn geflochtenen Zöpfe ab. Einer nach dem anderen landete auf dem Fußboden. Ferin unterdrückte die Tränen.

»Fertig. Raus mit dir.«

Sie wurde mit einem Leinentuch abgerubbelt, das den Eindruck erweckte, als sei es schon verwendet worden. *Für wie viele Pheytaner?*, fragte sie sich. Vermutlich eine Menge. Steif stand Ferin da, trotzdem froh, dass ihr Körper wenigstens für kurze Zeit verhüllt war.

Die Schülerin warf das Tuch über den Balken und wandte sich dem Stoffberg auf dem Boden zu. Seelenruhig prüfte sie Kutte um Kutte auf ihre Größe. Ferin war immer noch nackt. Und sie ließen sie warten.

In der Zwischenzeit fegte das andere Mädchen den Boden und beförderte die Zöpfe in den Kamin. Ferin musste sich räuspern, so sehr kitzelte der Gestank verkohlender Haare in ihrer Kehle. Sie kämpfte den Hustenreiz nieder. Das Mädchen stützte sich auf den Besen, ein hämisches Grinsen auf den Lippen. Sie hatte nicht den Anstand, zur Seite zu sehen.

Ferin kreuzte die Arme ordnungsgemäß vor dem Körper, bemühte sich, ihre intimsten Stellen so gut es ging zu bedecken, und starrte ins Feuer. Sie fühlte sich erniedrigt und wünschte sich sehnlichst, den Spiegelsaal betreten zu dürfen. Hier stehen zu müssen, der Willkür der beiden Merdhugeringen ausgesetzt, war beinahe unerträglich – eine weitere Demütigung auf der langen Liste. Hoffentlich die letzte.

Ihre Herkunft war ihr immer wie ein Fluch erschienen. Wie alle Pheytaner trug sie auf ihrem Körper die Zeichen ihrer Abstammung: blaue, sichelförmige Male. Vor allem in ihrem Gesicht, also dankenswerterweise genau dort, wo man sie nicht unter Kleidung verstecken konnte. Zwar waren die Male klein, doch es waren unzählige. Aus der Entfernung betrachtet, lagen sie als bläuliche Schatten auf ihrer Haut. Aber damit nicht genug. Von den Augenbrauen ausgehend zog sich ein klaffender Riss über ihre Nase; tiefblaues wucherndes Gewebe, das sich bei jedem Atemzug weitete und wieder in sich zusammenfiel. Selbst ihre Lippen waren blau. Wie sehr sie ihr Aussehen hasste! Nur ihre leicht gewellten Haare, die goldbraun und damit für eine Pheyтана außergewöhnlich dunkel waren, und die grünen Augen fand Ferin halbwegs passabel.

Zu allem Unglück war ihr Vater auch noch Spiegelmacher. Dreizehn Spiegel hingen ständig in Haus und Werkstatt und gönnten ihr keinen Augenblick des Vergessens.

Was ihr Leben aber tatsächlich zur Qual gemacht hatte, war

das Gesetz: die Konvention. Es gab eine Reihe von Vorschriften für unmaskierte Pheytaner, und sie hatte schon als Kind gelernt, diese zu befolgen. Anfangs hatte sie es als ganz selbstverständlich erachtet, graue Kleidung zu tragen, den Kopf gesenkt zu halten, die Arme vor den Körper zu schlagen und in der Öffentlichkeit nicht zu sprechen. Sie war zu klein gewesen, um die näheren Zusammenhänge zu begreifen. Die eigentliche Bewandnis der Konvention hatte sie erst viel später erkannt. Unmaskierte hatten keinerlei Rechte, sie wurden verachtet und waren von der Gesellschaft ausgeschlossen.

Ferin hatte Fragen gestellt, die Regeln angezweifelt, sich dagegen gewehrt und zum Schluss resigniert. Erst die Maskierung ihrer älteren Schwester Hanneí vor fünf Jahren hatte ihr die Augen geöffnet. Ihr Leben als Pheyтана hatte ein Ablaufdatum! Es würde nicht auf ewig so weitergehen. Mit siebzehn würde sie sich nicht mehr verstecken müssen, sie würde ein neues Gesicht erhalten – ein schönes Gesicht! –, sie würde frei sein. Sie würde eine Merdhugerin sein. Dieser Tag war heute, der Tag der Maske.

Ferin atmete tief ein und beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sich die Schülerin weiter durch den Stapel weißer Kutten arbeitete. Sie war es leid zu warten, die vergangenen Jahre hatte sie nichts anderes getan. Tag für Tag hatte sie in ihrer Kammer verbracht und sich ihre Zukunft in den herrlichsten Farben ausgemalt. Sie wusste genau, was sie alles tun würde, wenn sie erst maskiert wäre: sich in prächtige Kleider aus Samt oder Seide hüllen, die ihren Körper umschmeichelten. Durch die Straßen schlendern, die Sonne genießen und den Wind auf der Haut fühlen. Freunde und Bekannte treffen, mit ihnen plaudern und lachen. Womöglich auf einem der Bälle im Königspalast mit jungen Männern tanzen. Den Garten am Stadtrand besuchen und den Markt. Oder die Biblio-

thek. Ein saches Lächeln stahl sich auf Ferins Lippen. Ja, das Lesen war ihr liebster Zeitvertreib.

Am meisten aber freute sie sich darauf, endlich die wahre Ferin kennenzulernen. Wer war sie denn schon? Eine Gefangene ihres Traumes, leer und ohne Persönlichkeit, weil sie das, was sie war, nicht sein wollte. Die Maske würde das ändern.

Welcher Mensch würde wohl aus ihr werden? Würde sie energisch sein wie ihre Mutter? Oder eher gutmütig und etwas melancholisch wie ihr Vater? Oder oberflächlich und launenhaft wie ihre Schwester? Sie wünschte sich Fröhlichkeit, Geduld und Entschlossenheit für sich. In jedem Fall würde sie selbstbewusst sein. Da war sie sich ziemlich sicher. Bedingte Schönheit nicht automatisch Selbstachtung und innere Stärke?

Noch war sie nichts von alledem. Weder entschlossen noch stark und schon gar nicht selbstbewusst. Hätte sie nur eine dieser Eigenschaften in sich gespürt, vielleicht hätte sie dann die Kraft gehabt, ihr Los mit etwas mehr Würde zu ertragen. So aber ...

Endlich hatte die Schülerin eine passende Kutte gefunden. Unaufgefordert riss Ferin die Ärmel in die Höhe.

Die Merdhugerin lachte, als sie ihr das Gewand über den Kopf streifte. »Keine Sorge, gleich wirst du besser aussehen.«

Es hing wie ein Sack an ihrem Körper, aber es verdeckte ihre Nacktheit. Ferin schloss die Augen, fühlte den rauhen Stoff auf der Haut und die Erleichterung, dass es fast vorbei war. Nur noch das Tuch. Einige Tage musste man es tragen, damit sich die Maske in Ruhe mit dem Gesicht verbinden konnte. Die Schülerin strich ihr das Haar zurück, schlang das weiße Leinen um ihren Kopf und zog es fest.

Die andere Merdhugerin erwartete sie an der Tür. Ihr Gesichtsausdruck war austauschbar, hämisch hatte ausgedient,

jetzt war feierlich an der Reihe. Sie hob den Riegel und stieß die Tür nach außen auf. »Bereit?«

Ein Schwall frischer Luft schlug Ferin entgegen, und sie sog sie begierig ein. Es roch nach Freiheit. Sie nickte. Sie war bereit. Vor ihr lag der Weg in ein neues Leben.

Ferin war geübt darin, nicht aufzufallen. Sie atmete flach und leise, hielt den Kopf gesenkt und jede ihrer Bewegungen unter Kontrolle. Die Arme vor den Körper gelegt, umfasste sie mit der rechten Hand ihr linkes Handgelenk, ganz wie es die Konvention gebot. Die Neugier auf den majestätischen Saal brodelte in ihr, und doch unterlief ihr kein Fehler, nicht ein Seitenblick, kein Blinzeln. Vor dem Prinzipal kniete sie nieder.

»Willkommen, Ferin«, begrüßte er sie. Seine Stimme war tief und wohlklingend, ein Lächeln schwang darin mit.

Sie schwieg, noch galt das Redeverbot.

Der Prinzipal erlaubte ihr, aufzustehen und den Kopf zu heben. Er war ein glatzköpfiger Merdhuger mit kantigen Gesichtszügen und einem Kinnbärtchen. Von seinen Schultern fiel eine rote Soutane. Für einen Wimpernschlag begegnete Ferin seinem prüfenden Blick mit Stolz. Rasch rief sie sich zur Vernunft – ihn so anzusehen war nicht nur verboten, sondern gänzlich unangebracht.

Er nickte ihr zu. »Du darfst beginnen.«

»Ich erbitte die Maske«, sprach sie die einleitenden Worte, öffnete ihre Arme und streckte die Hände aus. Sie wusste genau, was zu tun und zu sagen war, ihre Mutter hatte ihr den Ablauf bis ins kleinste Detail geschildert.

»Rein sei dein Körper und offen dein Geist. Bist du willens, das Geschenk der Maskierung anzunehmen?«

»Ja, das bin ich.«

»Rein sei dein Körper und offen dein Geist. Bist du willens, die Maske zu ehren und sie zeit deines Lebens mit Dankbarkeit zu tragen?«

»Ja, das bin ich.«

»Dann sei dir deine Bitte gewährt.«

Ein Ruck ging durch Ferin, ihre Muskeln spannten sich vor Aufregung – der Anfang war geschafft.

Der Prinzipal legte ihr eine Tonschale in die Handflächen.

»Möchtest du dein Gesicht noch ein letztes Mal sehen, Ferin?«

Sie schüttelte den Kopf. Nein, das wollte sie nicht. Es war nicht länger ihr Gesicht, gleich würde es für immer verborgen sein.

»Gut. Dann komm.«

Er ging voraus zur Treppe, die im Portal einer mannshohen Mauer beginnend nach unten führte, und sie stiegen die fünf Stufen hinab. Das Maskenbecken war rund, bis zum Rand mit Wasser gefüllt und nahm gut ein Viertel der Bodenfläche des Saals ein. Es musste sehr tief sein, sein Grund war nicht einmal zu erahnen. Das Wasser lag still und dunkel, die glänzende Oberfläche wirkte, als könnte man getrost darüber schreiten, ohne zu versinken.

Die Mauer umarmte das Becken beinahe zur Gänze, wie ein ringförmiger Schutzwall. Nur an der fensterlosen Längsseite des Spiegelsaals schmiegte es sich an die aus riesigen Steinquadern errichtete Außenwand. Genau dort, der Treppe gegenüber, flankierten sechs Säulen eine schmale Rinne, die aus der Wand austrat und schräg abfallend ins Wasser führte – ein schweigendes Empfangskomitee für das Wunder, das jeden Tag seinen Weg in das Becken fand.

In die kniehohe, weiß gemauerte Einfassung war eine Brüstung eingearbeitet. Der Prinzipal wies auf eine kleine Steinbank davor. Ferin setzte sich, schob die Schale in die dafür

vorgesehene Halterung im Wasser und begann mit ihrem Eid. Flüsterleise sank das Echo ihrer Stimme aus dem Gewölbe herab, hüllte sie ein, sanft und kühl. Ferin erschauerte.

Nun hieß es warten. Es dauerte mitunter lange, bis die Schale sich füllte.

Mit einem Mal überlagerte ein Brausen ihre Worte, das Wasser zu ihren Füßen geriet in Aufruhr. Ein Strudel bildete sich. Das vorher so unbelebte Element kreiste mit ureigener Kraft um sein schäumendes Zentrum, so schnell, dass das Auge Mühe hatte zu folgen. Inzwischen konnte Ferin sich selbst nicht mehr hören, nur das Tosen der Fluten. Dennoch sprach sie unermüdlich weiter, mit der Gewissheit, die treibende Kraft dieses Schauspiels zu sein.

Als das Wasser sich endlich beruhigte und nur noch kleine Wellen zurückließ, die sich in konzentrischen Kreisen ausbreiteten und gluckernd gegen die Einfassung schlugen, verstummte Ferin. In der Schale lag ein hauchzartes Geschöpf: die Maske. *Ihre* Maske. Hie und da erzitterte sie, bewies ihre Lebendigkeit, dann wieder ruhte sie in erwartungsvollem Sehnen. Ein ebensolches Sehnen überwältigte Ferin, bis sie meinte, vor Qual zerspringen zu müssen. Wenige Herzschläge trennten sie von ihrem größten Traum.

Sie hob die Schale aus dem Wasser. Der Prinzipal führte sie zu einem Steinsockel neben der Treppe. Eine Kristallschüssel stand darauf, gefüllt mit Gaáb.

Ferin wich nicht zurück, als sich der Prinzipal mit dem Pinsel näherte, sie zuckte nicht zusammen, als die Grundierung ihre Haut berührte. Zügig trug er die Paste auf. Und obwohl das Gaáb in den Malen wie Säure brannte, ließ sie die Prozedur ohne einen Laut über sich ergehen. Leise Befriedigung ob seines Erstaunens flackerte in ihr auf. Schmerz war ihr nicht fremd.

Die Maske zappelte ungeduldig, kaum dass der Prinzipal sie aus der Schale genommen hatte, so als könnte es ihr nicht schnell genug gehen. Behutsam legte er sie Ferin auf. Sie verharrte unbeweglich und mit gesenkten Lidern. Die lebendige Schicht flatterte über ihr Gesicht, suchte nach ihrem Platz, linderte das Brennen. Es war wie die Berührung kühler Fingerkuppen, hastig, aufgeregt, fieberhaft. Und doch gezielt.

Noch während sich die Falten glätteten, sich Haut an Haut band, durchflutete Ferin nie gefühltes Selbstvertrauen. Eine sanfte Welle, die jegliche Verkrampfung ihrer Muskeln löste. Sie streckte sich, machte einen tiefen Atemzug und stieß ihr altes Selbst von sich. Es würde sie nie wieder belasten.

Schließlich regte die Maske sich nicht mehr. Der Prinzipal nahm Ferin die Schale ab und geleitete sie zum Spiegel. Was sie sah, war ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen, eine anmutige Gestalt mit der Haltung einer Tänzerin. Eine neue, ganz andere Ferin. Die Maske folgte der Mimik ihres Gesichts, dehnte sich in das zaghafte Lächeln, das ihren Mund umspielte, zauberte Grübchen auf ihre Wangen und feine Falten um ihre Augen. Ungläubig tastete sie über ihre Nase, befühlte Stirn und Kinn. Makellose Haut verdeckte die Male und den Riss und schuf ein Bild vollkommener Schönheit. Ferins anfängliches Staunen wandelte sich in schiere Freude.

Im Spiegel fing sie den warmen Blick des Prinzipals auf. Schuld bewusst wollte sie den Kopf senken, als ihr klar wurde, dass sie dazu nicht mehr verpflichtet war. Die Regeln der Konvention hatten mit der Maskierung ihre Gültigkeit verloren. Sie war dem Gesetz nach eine Merdhugin, sie durfte tun und lassen, was sie wollte. Sie war frei. Und trotzdem war es ihr unangenehm, seinen Augen zu begegnen. *Die Macht der Gewohnheit*, dachte sie und wandte sich ab.

Der Spiegelsaal breitete sich in seiner ganzen Pracht vor ihr

aus, schöner noch, als sie es sich je hatte vorstellen können. Dicke Säulen aus weißem Marmor trugen ein Gewölbe, das wie ein Netz hoch über ihrem Kopf thronte. Durch die Spitzbogenfenster fächerten die Strahlen der Mittagssonne und bemalten Wände und Bodenplatten mit flüssigem Gold.

Und dann dieser Spiegel! Er war ein Meisterwerk für sich. Eine rechteckige Fläche fügte sich an die andere, oben bildeten bogenförmige Teile den Abschluss. Ferin wusste von ihrem Vater, wie viel Arbeit dahintersteckte, die großen Glasflächen zu schleifen und mit dem silbrigen Metall zu überziehen. Wie viel mehr Arbeit musste es gewesen sein, sie hier an der Mauer zu montieren?

Ein unerwartetes Geräusch riss Ferin aus ihrer Versunkenheit. Die Tür zur Badestube wurde aufgestoßen und schlug mit ohrenbetäubendem Krachen gegen die Wand. Der Spiegelsaal erbebt.

»Nein!«, ertönte eine helle Stimme. »Nehmt eure dreckigen Pfoten weg! Keine Merdhugerin rührt mich an!«

Wie ein Wirbelwind fegte ein Mädchen in den Saal, die beiden Schülerinnen waren ihr dicht auf den Fersen. Der Prinzipal rief nach den Wachen und lief der Pheytana entgegen.

Vom Eingangstor her hörte man die Schritte der Gardisten näher kommen. Die Pheytana schlug im Laufen einen Haken wie ein Hase auf der Flucht, rannte durch das Portal und die Treppe hinunter zum Maskenbecken. Als sie erkannte, dass es eine Sackgasse war, machte sie kehrt.

Der Prinzipal und die Schülerinnen hatten den Treppenabsatz erreicht und blockierten ihr den Weg. Sie schlängelte sich zwischen Körpern und Armen hindurch und flitzte auf den Spiegel zu, wo Ferin noch immer wie festgenagelt stand und das Geschehen mit offenem Mund mitverfolgte.

Auch hier gab es kein Weiterkommen. Gehetzt blickte sich

die Pheyтана um. Aus dem Hintergrund tauchten die Wachen im Laufschrift auf, der Prinzipal kam auf sie zu, Seite an Seite mit seinen SchülerInnen. Blutig rote Schrammen zierte ihre Unterarme, die Haare waren zerzaust, als hätte sich das Mädchen im Kampf an ihren Köpfen festgekrallt.

»Beruhige dich, Jasta«, bat der Prinzipal.

Das Mädchen sah die Falle zuschnappen. Sie trat die Flucht nach vorn an, wohl in der Hoffnung, auch diesmal durch eine Lücke schlüpfen zu können – und landete in den Armen der Wachen.

Sie ist mutig, dachte Ferin und im gleichen Atemzug: *Sie ist verrückt*. Nie im Leben hätte sie es gewagt, den Gardisten Widerstand zu leisten. In ihren karmesinroten Uniformjacken mit den goldenen Paspelierungen und Knöpfen, den schwarzen Hosen und Stiefeln wirkten sie überaus imponierend, und jeder wusste, dass sie die Hand schneller am Degen hatten, als man einatmen konnte.

Doch hier galt es kein Gefecht zu führen, es galt eine Wildkatze zu bändigen, und die Wachen wirkten reichlich hilflos. Ihr Gegner war kein bewaffneter Mann, sondern ein Mädchen, das unter ihrem Griff tobte, kratzte und biss.

Der Prinzipal war zurückgetreten, um die Gardisten nicht zu behindern. Sein beschwichtigendes »Jasta, bitte« ging im Lärm des Handgemenges und im Gekreische der Pheyтана unter.

Jasta trat einem der Männer zwischen die Beine. Er krümmte sich, und sie verpasste ihm einen Fausthieb auf die Nase. Als Erwiderung gab er ihr eine schallende Ohrfeige, so dass sie in den Händen seines Kompagnons erschlaffte. Der konnte ihr die Arme hinter dem Rücken fixieren. Schon hatte sie sich wieder gefangen; sie wand sich und biss ihren Peiniger in den Oberarm. Er fluchte, fasste ihr mit einer Hand unter die

Achsel, mit der anderen packte er ihr Handgelenk und brachte sich eiligst vor ihren Tritten und Bissen in Sicherheit. Die zweite Wache tat es ihm gleich, und so hielten sie ein schreiendes Bündel zwischen sich, das sich aus ihrer Umklammerung nicht mehr befreien konnte.

»Bittet um eine Maske«, befahl der Prinzipal den Schülerinnen. »Und holt das Gaáb. Wir maskieren sie ohne Reinigung.«

Die Mädchen schossen davon.

Schockiert starrte Ferin in das erhitzte Gesicht der Pheyтана und konnte sie – wenngleich sie sich immer noch wie verückt gebärdete und zusammenhanglosen Unsinn schrie – erstmals genauer in Augenschein nehmen.

Das ärmellose Unterkleid hing lose an ihrem Körper, es war zerschlissen und an mehreren Stellen geflickt. Sie war stämmig; mit ihrem kurzen, blonden Haar wirkte sie wie ein Junge, wäre da nicht ihre doch recht ansehnliche Brust gewesen, deren Wölbung sich unter dem Kittel abzeichnete. Auf ihrer Stirn glänzte Schweiß, und ihre Haut war ein beachtliches Farbenspiel an geröteten Wangen und leuchtend blauen Malen. Zwischen ihren Wortschwallen atmete sie keuchend, der Riss auf ihrer Nase war weit geöffnet und sonderte eine gelbliche Flüssigkeit ab, die ihr über Gesicht und Hals lief und am Kragen ihres Kleides einen dunklen Fleck hinterließ.

Angeekelt verzog Ferin das Gesicht. Noch nie hatte sie eine Pheyтана in derartiger Rage gesehen.

Jasta bemerkte, dass sie schamlos gemustert wurde. Ihre tiefgrünen Augen verengten sich. Sie stellte ihre Schimpftiraden abrupt ein, richtete sich auf und verzerrte die Mundwinkel zu einer abfälligen Grimasse.

»Aphoshtá!«, fauchte sie an Ferin gewandt. »Du! Du wagst es, *mich* anzusehen! Mit deinem widerwärtigen Gesicht!«

Ferin wusste nicht, was das Wort Aphoshtá bedeutete, doch

eine Beleidigung war es in jedem Fall. Gern hätte sie etwas erwidert, gern wäre sie nicht nur dagestanden mit großen Augen wie ein Schaf vor der Schlachtbank. Aber ihr fiel keine passende Entgegnung ein. Selbst als ihr Jasta ins Gesicht spuckte, hob sie nur reflexartig die Hand und wischte sich den Schleim von ihrer neuen Haut.

Eines der Mädchen eilte mit dem Gaáb und dem Tuch herbei. Hinter der Mauer rauschte das Wasser und ließ vermuten, dass sich die Schale eben mit der Maske füllte. Als das Brausen abebbte, legte sich die Stille für einige Herzschläge besänftigend über die kleine Gruppe von Menschen, dann begann Jasta wieder zu toben.

»Du solltest besser gehen, Ferin«, meinte der Prinzipal.

Sie entfernte sich gehorsam ein paar Schritte, blieb aber wieder stehen, weil sie das Gefühl hatte, am Boden festzukleben. Das eben Erlebte hielt sie im Spiegelsaal, und sie versteckte sich hinter einer Säule.

»Halten Sie sie ja fest!«, rief der Prinzipal den Wachen zu.

Als die Schülerin der kleinen Pheytana das Tuch anlegen wollte, schüttelte sie wild den Kopf, so dass das Leinen immer wieder verrutschte. Schließlich klemmte der Prinzipal Jastas Kiefer zwischen seinen Fingern ein wie in einen Schraubstock. Sie knurrte, wimmerte, keuchte. Es nutzte nichts, nun war das Tuch rasch festgezogen. Schon berührte der Pinsel mit dem Gaáb Jastas Gesicht, und ihr markerschütterndes Heulen zog wie ein Orkan durch den Spiegelsaal.

Ferin in ihrem Versteck machte einige schnelle Atemzüge. Der verzweifelte Schrei des Mädchens ging ihr bis an die Knochen. Sie sah, wie die Pheytana weiterhin kämpfte und den Pinselstrichen zu entkommen versuchte. Sie sah es, doch verstehen konnte sie es nicht. Es war ihr unbegreiflich, weshalb sich jemand so sehr gegen die Maskierung wehrte.

Die Maske gibt den Pheytanern die Freiheit, hieß es im dritten Artikel der Konvention. Er war zu ihrem Gebet geworden, das ihrem Dasein Sinn gab und ihr ein erreichbares Ziel vor Augen führte. *Wie kann jemand nicht frei sein wollen?*, wunderte sie sich.

Der Prinzipal arbeitete schnell, traf nur selten daneben, und bald bedeckte die Grundierung Jastas Gesicht. Sie war inzwischen am Ende ihrer Kräfte angelangt. Ihre Schreie waren leiser geworden, ein erbärmliches Wimmern wie von einem verwundeten Tier kroch über den Steinboden, Ferins Rücken herauf, und löste dort Gänsehaut aus. Sie empfand Mitleid für das arme Mädchen, das anscheinend nicht wusste, welche Gnade ihm mit der Maskierung zuteilwurde.

Die zweite Schülerin brachte die Schale mit der Maske. Der Prinzipal beendete seine Arbeit mit einem Seufzen. »Gleich sind wir so weit«, sagte er, »dann ist es überstanden.«

Als er die Maske auf Jastas Gesicht legte, bäumte sie sich noch einmal auf. Die Gardisten trotzten ihrer Gegenwehr, und die Maske saugte sich mit sanftem Schmatzen an ihre Wangen. Wie ein Schmetterling an einer Blüte forschte sie nach der richtigen Position, faltete sich von hier nach da, ungeschlüssig, wo sie hingehörte. Der Anblick war bezaubernd. Die rosige Haut wirkte keineswegs künstlich oder aufgesetzt, Züge und Mienenspiel blieben in einer Natürlichkeit erhalten, die den Maskenträger unverwechselbar machten.

Jasta hing nun mehr in den Händen der Wachen, als dass sie stand, sie rührte sich nicht. Auch die Maske hatte ihr Zuhause gefunden. Kein Zucken, kein Flattern, nur ein ruhiges, geglättetes Antlitz – es war vollbracht.

Der Prinzipal schaute nachdenklich auf sie herab. »Sie können sie loslassen. Die Maske macht ihre Arbeit gut.«

Ferin runzelte die Stirn. Was meinte der Prinzipal mit *Arbeit*?

Die Wachen kamen dem Befehl mit Freuden nach und traten von der Bestie in ihrer Mitte zurück. Sie brach stöhnend vor dem Spiegel zusammen. Es hatte nicht den Anschein, als könnte sie noch einmal gefährlich werden. Erleichterung breitete sich auf den Gesichtern der Merdhuger aus und gipfelte in allgemeinem Aufatmen.

Der Prinzipal bedankte sich und schickte die Gardisten hinaus. Ferin wollte abwarten, bis sie ihren Posten vor dem Tor wieder bezogen hatten. Erschöpft lehnte sie sich an die Säule. War es die eigene Maskierung, die ihre Muskeln erzittern ließ? Oder waren es die Eindrücke von Jastas Kampf? Sollte sie sich nicht wie neugeboren fühlen? Sollte die Euphorie nicht alles überdecken? Das Glücksgefühl nicht unbeschreiblich sein? Nichts davon konnte sie in sich bemerken, stattdessen registrierte sie einen unauffälligen schwarzen Fleck in ihrem Denken. Eine dunkle Vorahnung, deren Vorhandensein sie sich nicht erklären konnte. Sie schob es auf die Überreizung ihrer Sinne, es war wohl alles ein bisschen viel gewesen.

»Jasta«, sagte der Prinzipal, »komm, steh auf und betrachte dein schönes Gesicht im Spiegel.«

Ferin spähte um die Säule. Tatsächlich folgte Jasta der Aufforderung, erhob sich und trat dicht an den Spiegel heran. Die beiden Schülerinnen waren fort, und der Prinzipal stand in einigem Abstand zu ihr.

Sicherheitsabstand?, fragte sich Ferin. Das erste Mal kam ihr der absurde Gedanke, dass sowohl der Prinzipal als auch die Schülerinnen und sogar die Wachen Angst vor der kleinen Pheyтана gehabt hatten. *Was für ein Unsinn!*, schalt sie sich sofort. *Sie ist ein Mädchen, eine Pheyтана. Niemand hat Angst vor Pheytanern.*

Jasta strich mit den Fingerspitzen von der Stirn weg nach

unten, über ihre Nase, den Mund und das Kinn, als wollte sie ihr Gesicht in zwei Hälften teilen. Ihr Blick war ausdruckslos, doch sie atmete deutlich hörbar und strahlte eine unnatürliche Kälte aus.

Jetzt sollte ich wirklich gehen, dachte Ferin und huschte zur nächsten Säule. Ihre bloßen Füße verursachten kein Geräusch, umso deutlicher hörte sie das grässliche Ratschen, das durch den Spiegelsaal hallte. Sie fuhr herum.

Jasta hatte sich mit beiden Händen an die Stirn gegriffen und zerrte sich die Maske vom Gesicht. Fetzen hingen ihr vom Kinn herab, die blau genarbte Haut darunter leuchtete intensiv – wie befreit.

»Wachen!«, brüllte der Prinzipal.

Befreit, dachte Ferin und wunderte sich über das seltsame Ziehen in ihrer Brust.